

Krakenarme

[...] descendía al fondo de un mar frío y oscuro donde la pesada red de un barca pesquero industrial arrastraba sin discriminación todo lo que hallaba a su paso. – Rita Indiana

Dass ich mir Menschen als Puppen vorstelle, eine Berufskrankheit. Du, Mitte vierzig, blass und rothaarig, Hitlerjugendfrisur. Deinen Rumpf würde ich aus weißer Seide nähen, deine Muskulatur prall ausstopfen, Glieder aus Porzellan, Eichhornhaar. Ich sehe aus, als wäre ich deine kleine Schwester, noch blasser als du, durchscheinende Haut. Ich könnte mich aus Silikon gießen lassen.

Ich betrete unser Puppenhaus, stelle den großen Koffer ab. Du bist noch im gläsernen Turm, wo du und die anderen Anzugträger arbeiten, wo du deinen Oxfordverstand einem internationalen Konzern zur Verfügung stellst, solange die Bezahlung stimmt. Ich hänge Mantel und Mütze an die Garderobe, fühle mich beobachtet. Gehe in die Küche, schnuppere, ob die Austern im Kühlschrank noch gut sind. Ich gieße die Pflanzen, mache eine Runde durch die Villa. Unser Haus ist alt, vor hundert Jahren sicher ein Schmuckstück, jetzt ist das Dach schief und der Putz hat Risse.

Als ich wieder an der Garderobe vorbeikomme, den Koffer nach oben bringen will, fällt mir auf, dass der Feuermelder im Flur anders aussieht als die anderen. Weil ich mich nicht entsinne, dass wir ihn ersetzt hätten, sehe ich mich am Fuß der Treppe noch einmal um.

Das neue Gerät hat in Richtung Haustür drei glasige Spinnenäuglein.

Ich schalte das Handy ein und schreibe dir. Mein Herzschlag beschleunigt sich, das Holz unter meinen Schuhen knarzt. Keine drei Sekunden später kommt die Antwort. Habe ich getauscht, besseres Modell, alles in Ordnung. Ich starre auf die Glasknubbelchen an der Decke, frage mich, ob du mich für blöd hältst.

Im ersten Stock steht mein Sofa, dasjenige, das du nie benutzt, dessen Samt abgegriffen ist, auf dem Straußenfedern und Stücke von Kunstpelz liegen. Ich lehne mich zurück, suche die Decke unwillkürlich nach weiteren Augen ab. Ich lese Nachrichten aus Quellen, die du linksgrün versifft nennst, manchmal ironisch, oft nur halbironisch. Rekordtemperaturen, lese ich, Völkermord, Nitrit im Babybrei. Scrolle anschließend durch soziale Medien, lasse die maschinell sortierte Empörung eine Weile auf mich wirken. Am Ende öffne ich die Timeline eines Wanderschäfers, Fotos von Walliser Schwarznasen zur Beruhigung nach dem täglichen Weltuntergang.

Ich versetze das Handy wieder in den Ruhezustand, mein Gesicht spiegelt sich im schwarzen Display. Ins Silikon würde ich Glasaugen einsetzen, größer als die Spinnenaugen im Flur, wacher, ehrlicher. Iriden mit einem Muster wie das Amazonasdelta, meine Wimpern wären aus Schweineborsten.

Sie hatten ein U-Boot-Modell aufgebaut, sechs Meter lang, in dessen Bullaugen Leuchtdioden für Farbwechsel sorgten. Links und rechts davon auf runden Podesten zwei Tänzerinnen, Nylonstrümpfe, statt eines Rocks

acht Krakenarme in Richtung Nord, Nordost, Ost, Südost und so weiter. Eine Gruppe von Anzugträgern tanzte zu Techno, Männer in Pullundern nippten an Martinis, jeder dritte oder vierte deiner Kollegen trug eine Kapitänsmütze mit aufgebügeltem Firmenlogo. Konfettikanonen, die kleine Torpedos aus Glitterfolie verschossen, und ein Buffet mit Kaviar auf Champagnergelee, Matsutake-Safran-Pralinen, Elchkäsewürfeln und Minipasteten mit Dorschleberfarce.

Ich trank im Vierteltempo der Männer und war trotzdem schon beschwipst. Hier und da wurde ich neugierig ausgefragt, meistens ignoriert. Du kamst von der Bar zurück, reichtest mir ein Glas Gin Tonic, warst der Einzige aus deiner Abteilung, der eine Frau auf die Firmenfeier mitgebracht hatte.

Immer wieder glitt mein Blick zu den Tänzerinnen hinüber. Ich schenkte ihnen mehr Aufmerksamkeit als all die Krawattenträger. Als du wieder in der Menge verschwunden warst, näherte ich mich einem der samtumhüllten Sockel. Die Tentakel, schenkeldick, wuchsen im Neunziggradwinkel aus den Hüften der Frau, waberten schwerfällig über das Podest. Die Haut der Krakenarme wirkte anschmiegsam, die Saugnäpfe schimmerten, als wären sie feucht. Ich stand wie hypnotisiert. Es war dieselbe Art Faszination, die mich beim Betrachten der Grottenolme in Rübeland packte, dieselbe Hingabe, die ich als Kind verspürte, als ich zum ersten Mal einen Spiegel zwischen meine Beine hielt und mit dem rosa Blattgold spielte.

Schließlich traute ich mich, die Spitze eines der Tentakel aufzuheben und in der Hand zu wiegen. Es war erstaunlich leicht. Die Frau im Oktopustutu lächelte mir zu.

»Ist aus TPE«, sagte sie.

Ich schaute fragend.

»Wie diese super realistischen Sexpuppen«, erklärte sie. Ich nickte. Wollte ihr sagen, um wie viel präziser und befremdlicher die Illusion wäre, wenn sie die Arme mit Fäden steuern könnte. Im selben Moment drang rhythmischer Gebrüll an unsere Ohren, draußen auf der Dachterrasse hatte eine Gruppe von Männern zu skandieren begonnen. Ich verstand nur die Hälfte, sie lallten. No fear, no limit, endete der Sprechgesang, klang wie ein Zauberspruch, wie ein Schwur. Ich sah, wie die Kollegen sich gegenseitig abklatschten, wie der letzte eine Wodkaflasche exte und dann einen Barhocker vom Hochhaus warf.

Schließlich öffne ich den Marionettenkoffer, nehme die Puppen heraus, mit denen ich heute unterwegs war. Ich hänge sie zurück an die Stange: das Zwergfaultier, die Karettschildkröte und Gurbanguly Berdimuhamedow. Das Faultier neben den meerblauen Ara, die Schildkröte neben den Harlekinfrosch und den Turkmenen neben Lukaschenka. Ringsum stehen Stoffrollen, Holz, Plastisol und alles andere bereit. Auf dem großen Tisch in der Mitte liegt eine neue Figur, etwa halb so groß wie ich. Neben ihr glitzert das Weinglas von gestern Abend. Ich fische die halbvolle Flasche zwischen zwei Pappkartons hervor und gieße mir ein.

Als die Moorhexe fertig ist, spanne ich die Nylonfäden. Sie setzt sich auf, öffnet und schließt zum ersten Mal ihre grünen Lider. Das Worpsweder Kindertheater hat sie bestellt. Noch ist sie nackt, noch ist sie kahl, morgen bekommt sie Kleid und Haare.

An der Treppe erscheint dein Kopf. Wässrige Augen, jeder Tag im gläsernen Turm ist anstrengend, Abtauchen im Monitorlicht, dunkle Gräben, hoher Druck. Für einen Moment treffen deine Tiefseeglubscher meinen Amazonasblick, du hebst die Mundwinkel, ohne zu lächeln. Keine Begrüßung, keine Berührung, du verschwindest im Bad.

Ich höre dich keuchen, seufzen. Früher wäre ich eingetreten, hätte mich zu dir unter die Dusche gestellt. Hätte gefragt, warum der Feuermelder plötzlich Augen hat. Warum du Austern kaufst und nicht isst. Als du aus dem Bad trittst, Handtuch um die Hüften, gehe ich dir ein paar Schritte entgegen. Jetzt doch ein Kuss auf die Wange, deine frisch rasierte Tintenfischhaut, kalte Lippen. »Ich fände es gut, wenn du nicht mehr auf die Straße gehst«, sagst du. Lässt offen, ob du damit die Freitagsdemonstrationen oder meine Puppenspielerlei in der Fußgängerzone meinst, machst damit umso klarer, dass es dir um beides geht. Die Demos fandest du schon immer übertrieben, und seit meine Marionetten nicht mehr nur Kasperles und Prinzessinnen darstellen, sondern auch Politiker und vom Aussterben bedrohte Tiere, geht es dir zu weit.

»Du hast dieses Protestgehabe nicht nötig«, sagst du.

Ich habe keine Lust zu streiten, will vorschlagen, uns etwas zu essen zu machen. Aber dann sehe ich deinen Blick, der auf einer ballistischen Kurve davonfliegt und irgendwo in der Ferne verglüht. In Gedanken bist du schon anderswo. Deine Schritte die Treppe hinunter, ich höre, wie du in deinem Arbeitszimmer den großen Schrank öffnest, die meisten deiner Kleidungsstücke lagerst du jetzt dort. Die Haustür macht ein schmatzendes

Geräusch. Ich gehe hinunter, vergewissere mich, dass du wirklich weg bist. Von oben fixieren mich die drei Spinnenäuglein, links und rechts Bewegungssensoren, in der Mitte die Kameralinse.

Ich werfe zwei Gurkenscheiben in ein Glas, gieße Spicy Ginger darüber. Fahre mit dem Messer durchs Zitronenfleisch, breche die Austern auf, ein Stück vom Baguette ab und nehme alles mit in den Wintergarten. Dort steht ein Foto von unserer Hochzeit. Wir sind ein unheimlich schönes Paar. Unheimlich im Sinne von weiß und gespenstisch. Du hättest gern Kinder gehabt. Noch vor ein, zwei Jahren warst du überzeugt, dass eine Mischung aus uns beiden eine gute Idee wäre. Ein Weitergeben deiner Elitegene. Mir war die Sache immer suspekt. Du, ohne Eile, noch ein paar Jahre, dann will das Weibchen automatisch, hast mir nicht geglaubt. Dass mich Nachwuchs kalt lässt, dass ich keine auslaufende Eieruhr bin. Dieses Miniaturwir, hochintelligent und mit Sommersprossen, ich hätte es auch dann nicht gewollt, wenn du es gewesen wärst, in dessen Bauch die Zellkerne verschmelzen, der sich aufbläht und zwischen dessen Beinen es hervorplatzt.

Nachdem ich die letzte Auster hinuntergeschluckt habe, gehe ich zurück nach oben. Die Moorhexe knickt, dreht eine Pirouette vor dem Spiegel, springt auf den Tisch und setzt sich im Schneidersitz. Sie umfasst das Weinglas, als wäre es eine Kristallkugel. Dein Kinderwunsch wird erfüllt werden, sehr bald schon. Die Puppe wackelt mit dem Glatzkopf, blinzelt. In ihrer Kugel sieht sie das Geschöpf in deinen Armen. Der kleine Stammhalter, wirst du sagen. Du oder dein Vater. Ob du

das Kind mit Barbara, Svenja oder einer ganz Anderen haben wirst, sieht die Moorhexe allerdings nicht. Weil du mir nicht mehr erzählst, wenn du eine vögelst. Noch vor einem Jahr hast du mir solche Dinge gesagt.

Vorsichtig lösen sich die Hände der Puppe, die ich aus Lindenholz geschnitzt habe, wieder von dem Weinglas. Ich lasse die Figur die Treppe hinuntertänzeln, bin zufrieden mit ihrer Gewichtsverteilung, mit der Eigenart ihrer Bewegungen. Jede Marionette hat einen ausgeprägten Charakter. Diese hier wiegt sich mit flinkem Elan, trippelt, als ginge sie immer auf Zehenspitzen.

Als nächstes schwingt die Moorhexe ihren hölzernen Hintern in den Wintergarten. Warum wohnt ihr noch im selben Haus, fragt sie mich. Kein Zustand, der von Dauer sein kann, ja, das dachte ich auch, antworte ich der Glatzköpfigen. Aber Erik will nicht, dass ich ausziehe, will nicht, dass das Trennungsjahr beginnt, will die ganze Scheidung nicht. Vielleicht bedeuten ihm unsere Alltagsbegegnungen wirklich noch etwas. Oder seine Liebschaften finden es interessanter, wenn er verheiratet ist.

Bist du nicht eifersüchtig, fragt die Puppe. Nein, sage ich. Seit Erik die Dreier arrangiert hat, noch im ersten Jahr unserer Ehe, habe ich begriffen, dass nichts Bedrohliches geschieht, wenn er mit einer Anderen schläft. Da war kein wortloses Verstehen zwischen ihm und Barbara, kein Funke, der in den Blicken hin- und hertanzte, kein fortan unzertrennliches Band zwischen meinem Mann und Yvonne, kein lebensverändernder Orgasmus mit der Prostituierten. Barbara blieb einfach Barbara, während sie unter dem Kaktusflaum seines Brustkorbs plattgedrückt wurde, die Prostituierte blieb

hübsch und langweilig, während seine Fabergé-Eier gegen ihren Hintern klatschten, Yvonne blieb am Bettgestell hängen und riss sich einen aufgeklebten Nagel ab. Liebst du ihn noch, fragt die Hexe.

Ich zuckte durch das Puppenhaus, verschlafen, alles in Stop-Motion. Schlittere Glitch um Glitch unter den Spinnenaugen durch. Küche, Pulver, Filter, wie jeden Morgen gerbe ich meinen nüchternen Magen mit Kaffee. Folge dem Lichtband, das auf die Fliesen fällt, lasse mich im Wintergarten nieder. Noch keine Eisblumen, die gibt es erst im Januar, wenn überhaupt. Ich nippe, Schluck um Schluck, langsam wird die Welt geschmeidiger. Spreche in Gedanken zu mir selbst, auf Englisch und mit Barack Obamas Stimme. Sage mir im Tonfall des Expräsidenten, dass mit kühlem Kopf und offenem Herzen jede Krise zu bezwingen ist.

Für gewöhnlich bist du schon weg, wenn ich aufstehe, aber heute brauchst du länger im Bad, zitterst schließlich herunter, deine Bewegungen sind hakeliger als sonst. Es sieht aus, als würdest auch du die klebrigen Fädchen in der Luft spüren.

»Was ist los?«, frage ich.

Für einen Moment hoffe ich tatsächlich, dass du mir berichtest, welches Dilemma sich im gläsernen Turm aufgetan hat, welche Frau dir Probleme macht oder was heute Nacht geschehen ist. Die Wand zwischen uns ist nichts, woran ich mich gewöhne. Aber dein Schweigen erinnert mich jedes Mal an sie, stößt mich mit dem Kopf gegen ihr Acrylglas. Ich weiß nicht, warum du dich von mir abschottest. Vielleicht, weil es das Einzige ist, was dir noch ein Gefühl von Kontrolle gibt. Als du nach fünf

Minuten immer noch kein Wort hervorgebracht hast, werfe ich meine Tasse auf den Boden. Du gehst, lässt mich mit den Scherben zurück. Es gab eine Zeit, in der du mir deine Sorgen, deine Träume erzählt hast, eine Zeit, in der du meine Puppenspielerfinger in dir spüren wolltest. Oder meinen Strap-on, den doppelschwänzigen, ein Dildo für dich und einer für mich. Inzwischen fickt dich wahrscheinlich niemand mehr in den Arsch. Außer dein Chef vielleicht.

Im gläsernen Turm ruinierst du dir am Rechner die Augen und das Kreuz. Ohne die Besuche im Fitnessstudio wärst du längst in der Mitte durchgebrochen. Dazwischen gehst du auf der Dachterrasse des Büros auf und ab, telefonierst mit London, Delhi, Washington, brüllst ins Telefon, hauptsächlich Zahlen und Superlative. Geld ist dir wichtig. Unsere Puppenvilla betrachtetest du nur als eine Vorstufe, ein Anwesen mit Pool, ein Hubschrauberlandeplatz erscheinen dir als natürliche Evolutionschritte. Ich mag unser Haus. Es lohnt sich nicht, hier irgendetwas zu reparieren, sagst du.

Nach der Firmenfeier im letzten Herbst starrte ich über deine Schulter hinweg aus unserem Schlafzimmerfenster. Das Flugzeug am Nachthimmel, der Feuermelder über mir, zwei blinkende, rote Punkte. Du rochst nach Pastetenfüllung, Kunststoff und fremdem Parfüm.

»Zwei der Porsches hatten Fuck-you-Greta-Aufkleber auf den Stoßstangen«, sagte ich.

»Das sind doch nur dumme Scherze«, erwidertest du.

Ich schob dich auf Distanz, setzte mich auf die Bettkante. Überlegte kurz, ob ich hinzufügen sollte, wie peinlich ich die Glitzertorpedos fand. Aber letztlich wusstest

du es, wir hatten dieses und ähnliche Gespräche schon oft geführt. Du gingst vor mir auf die Knie, suchtest meinen Blick.

»Nicht alle von uns sind Arschlöcher«, sagtest du.

Nahmst vorsichtig meine Finger, fast eine Art Handkuss, fast wie beim Antrag auf hoher See. Als du dich wieder aufrichtetest, ließ ich mich in deine Arme ziehen. Ich knöpfte dein Hemd auf und schmiegte mich an dich. Weil ich nicht weinen konnte, biss ich zu, versuchte, mich in dich einzugraben, dich festzuhalten, mit den Zähnen.

Eine meiner liebsten ist die Seekuhmarionette. Sie besteht aus mehreren Gliedern, die sich gegeneinander verschieben lassen, so dass ich ihren Rumpf in wellenförmige Schwimmbewegungen versetzen kann. Ich habe sie aus Modelliermasse geformt, sie ist faltig, knittrig. Die Flossen und das Maul sind einzeln steuerbar, ihre Augen schwarze Murmeln.

»Der Flussmanati«, liest du von einem Flyer ab, »gehört zur Gattung der Rundschwanzseekühe und lebt ausschließlich im Süßwasser. Er kommt im Amazonasbecken vor, wo er meist in kleineren Familienverbänden grast.« Es sind die Zettel, die ich auslege, wenn die Seekuh durch die Fußgängerzone schwimmt. »Lange Zeit wurde er für sein Fett, Fleisch und Leder gejagt. Seit den Siebziger Jahren ist er offiziell geschützt, die Wilderei geht jedoch weiter. Durch die Zerstörung der Regenwälder, Ersticken in Fischernetzen und die Verschmutzung der Flüsse ist er zusätzlich gefährdet. Macht dich das nicht depressiv?«

Du nimmst andere Zettel zur Hand, schüttelst den Kopf.

Als ein Blatt mit Informationen über den saudischen Kronprinzen in deine Finger gerät, verdüstert sich deine Miene.

»Was?«, frage ich. »Hat der erst vor Kurzem bei euch eingekauft?«

Du wirfst die Flyer auf den Boden. Mit einer ausholenden Geste umschließt du meine Puppen.

»Du gehst viel öfter damit auf die Straße, als ich dachte.«

»Deine Scheißüberwachungskamera!«, fahre ich dich an.

»Bleib ein paar Tage zu Hause. Entspann dich. Mach mal wieder ein Stück für Kinder«, raunst du.

Was früher ein Necken gewesen wäre, ein mutwilliges Bürsten gegen den Strich, klingt jetzt wie eine Drohung, tut weh. Auch mein herausgefauchtes Fick dich hätte noch vor einem Jahr gute Chancen gehabt, dich zum Lachen zu bringen. Heute klingt es kalt und messerscharf. Unsere Art zu sprechen hat sich gewandelt, hat sich zusammengefaltet wie Damaszener Stahl, die Temperatur hat sich verändert, die Dichte. Da ist kein Spielraum mehr.

Ich sehe die Ohrfeige kommen, verwende nur wenig Energie aufs Ausweichen, stecke dafür umso mehr Kraft in den Schlag zurück. Ich schlage ein zweites Mal zu, es ist nichts Neues für dich, du kennst meine Fäuste, diesmal ohne Safeword. Beim dritten Mal hebst du die Arme vors Gesicht, ich sehe an deinem Blick, dass ich dich verletzt habe. Dass etwas kaputt gegangen ist. Dass von uns beiden du die Porzellanpuppe bist.

Du gehst davon. Deine Füße schleifen über den Boden. Als würdest du dich nicht aus eigener Kraft bewegen. Als hätten sich die Fäden verheddert. Ich höre Schlüssel-

klirren, ein paar Sekunden später fällt die Haustür zu. Ich gehe nach unten und klebe die Kamera ab.

Ich komme aus dem Bad, und mein Sofa, das abgewetzte, hat Augen. Ich bin nackt, es starrt mich aus dreißig, vierzig Pupillen an. Auch die Vorhänge haben Augen, und der Kokosläufer, ich spüre die prallen Rundungen unter meinen Zehen. Rasch ziehe ich mich an, schlüpfе in Stiefel und husche nach unten. Auf meinem Schal, auf meinem Mantel, Augen. Es sind Polarmeeraugen, Regenwaldaugen, Chamäleonaugen, Menschengen, große und kleine, mit schillernden Facetten, mit kupferner Iris oder Schlitzpupillen. Jedes ist mit ein paar wilden Stichen befestigt.

Die U-Bahn gleitet heulend ins Dunkel, ich bleibe an der Tür stehen. Je näher ich dem gläsernen Turm komme, umso mehr zieht sich mein Herz zusammen. Ich versuche, mir vorzustellen, was in dir vorging, dass du die ganze Nacht beschäftigt warst, meinen gesamten Vorrat an Knopfaugen verarbeitet hast.

Ich dränge mich an Bannerträgerinnen vorbei, an selbstgebastelten Erdkugeln, an einem Mädchen mit Megafon, bis ich gegenüber von dem Hochhaus ankomme, in dem du arbeitest. Durch die Straße zieht sich ein langer Strom von Demonstranten, sie rufen, sie pfeifen. Oben im gläsernen Turm stehen aufgereiht die Krawattenträger und blicken nach unten. Sie sprechen nicht miteinander, scherzen nicht, beobachten nur den Trubel. Beim Mustern ihrer reglosen Silhouetten vergesse ich beinahe, warum ich hier bin. Schon will ich den Menschenfluss überqueren, zu dir nach oben eilen. Im selben Moment bemerke ich dich, ein roter Schopf auf der Dachterrasse.

Ich streiche über die Kunststoffknubbel, die du auf meinem Mantel genäht hast. Frage mich, was Dutzende von Augen nutzen, wenn ich keine Riesenkrakenarme habe, um dich aufzufangen. Weder deine Kollegen noch die Kinder auf der Straße sehen, was geschieht. Du tauchst wie ein Stein in die Tiefe, dein Körper dreht sich im Fall.